Die moderne Frau.

Humoreske von Otto Behrend.

Der Privatdozent der Geschichte an der Universität Greifswald, Dr. Albrecht Morin, lebte durchaus glücklich und zufrieden in seiner Ehe. Er hatte um die junge, zierliche Maximiliane Halland, die Tochter eines Rittergutsbesitzers in der Nähe von Greifswald, nur aus Liebe geworben, und aus Liebe war ihm auch die kaum Neunzehnjährige zum Altare gefolgt. Und Beide brauchten ihre Wahl nicht zu bereuen. Er war ein Charakter, ein stattlicher, interessanter Mann mit flottem, dunkelblondem Schnurrbart, dazu Reserveoffizier bei den schwarzen Husaren, und so ernst er es auch mit seiner Wissenschaft nahm, er blieb stets weit davon entfernt, sein junges Weib deswegen auch nur im Geringsten zurückzusetzen; für sie hatte er immer Zeit. Und die reizende kleine Frau Mari mit dem kastanienbraunen Lockenhaar, unter dem die großen blauen Augen so seelenvoll und klug in die Welt blickten, schaltete und waltete in ihren vier Pfählen als echtes Hausmütterchen, mit rührender Liebe hing sie an ihrem Gatten, ja sie vergötterte ihn sogar ein wenig.

Zwei Jahre vergingen so, da erhielt Dr. Morin einen Ruf als außerordentlicher Professor nach München und kurz vor Beginn des neuen Semesters wurde die Uebersiedelung vollzogen. Während sich in Greifswald ihr Leben in engem Kreise abgespielt hatte, traten sie in München in die große Welt ein, und jung und lebensfrisch, wie Beide waren, benutzten sie gern die Gelegenheit, sich in den geselligen Strudel der Großstadt zu stürzen. Es war ihnen so Vieles neu und interessant, sie genossen und erfreuten sich miteinander, das schöne junge Paar fiel auf, wohin es kam.

Dr. Morin bemerkte aber bald, daß eine Veränderung mit seiner Frau vorging. Sie hatte intime Freundschaft mit einigen, etwas älteren Frauen geschlossen, die Einfluß auf sie gewannen. Obwohl nun dem Professor der freie Ton und das leichte Leben der südlichen Großstadt nicht verborgen blieben und er den neuen Freundinnen seiner Frau, von denen er selbst, ohne sein Zuthun, mehrfach ziemlich weitgehende Avancen erhalten hatte, keineswegs recht traute, wollte er doch nicht eingreifen.

Er vertraute seiner Mari rückhaltlos und war davon überzeugt, daß auch ein solcher Einfluß ihr nie schädlich werden könne. Er sah, daß sie von der Fäulniß, die rings um sie fraß, unberührt blieb, nach Art eines Kindes, das wohl schaut, aber nicht versteht, über Alles hinwegging. Und gerade deshalb suchte er nichts in ihrem Umgang zu ändern, er benutzte im Gegentheil die sich dieser Art bietende Gelegenheit, ihr die Augen zu öffnen, soweit es für ihre reine Seele verständlich, gut und nützlich war. Sie konnte, da sie einmal in der großen Welt leben sollte, daraus nur Vortheil ziehen.

Er freute sich, wie sie allmählich den Hauch der Kleinstadt, der über ihr lag und hier erst zum Vorschein kam, abstreifte. Auch ihr eigenes Auge schärfte sich dafür, und wenn sie in ihrer Toilette etwas änderte, in der Tracht ihrer Haare, in ihrer Art sich zu bewegen und zu benehmen, oder hier und da in der häuslichen Einrichtung etwas umgestaltete, war es ihm stets eine Freude. Er küßte sie herzlich, wenn sie mit ihm davon sprechend ganz eifrig äußerte: „Du bist doch nicht böse, Albrecht? Sieh, ich muß doch eine moderne Frau sein."

Was verstand das kleine Ding da von einer „modernen" Frau, die sie so gerne sein wollte.

„Ja, sei eine moderne Frau, Mari," sprach er dann immer und lächelte ihr freundlich zu.

Allmählich aber kamen doch Fälle vor, in denen er ihr nicht zustimmen konnte. So wollte es ihm gar nicht gefallen, daß sie eines Tages ein Schönheitspflästerchen auf der Oberlippe trug. „Meinst du, daß es deinem Gesichtchen zum Vortheil gereicht, Mari?" fragte er, „reiß doch das alte Ding wieder ab." Da schmollte sie aber so allerliebst gerade mit der schwarzgetupften Oberlippe, daß er nachgab und sie gewähren ließ.

Auf ähnliche Weise errang sie sich auch das Pudern zur Hebung des Teints, ja selbst den diskreten Gebrauch von Schminke, um nach durchtanzten Nächten den Wangen ein wenig Roth zu verleihen, die Anwendung eines schwarzen Stiftes, um den Glanz der Augen durch einen Strich am Rande des unteren Lides zu erhöhen, und manch' Anderes.

Albrecht mußte immer nachgeben, die kleine Frau eignete sich eine Art an, die, aus Liebkosen, Schmollen und Hartnäckigkeit zusammengesetzt, stets siegreich blieb.

Ernstere Zusammenstöße aber hatten die Ehegatten, als Frau Mari sich in einer Weise umschwärmen ließ, die der Professor nicht gutheißen konnte. „Du denkst dir gewiß nichts Böses dabei, mein Kind," sprach er, „aber dein guter Ruf muß mit der Zeit darunter leiden."

„Mein Gott, Albrecht," entgegnete sie, „wie kannst du nur so reden? Das Flirten ist doch einmal Mode, und wenn ich nicht mitmache, so werde ich hinter dem Rücken nur ausgelacht, und ich muß doch —"

„Eine „moderne" Frau sein, nicht wahr?" fiel er ihr in's Wort.

„Ja natürlich — du verstehst das eben nicht und ich lasse mir ein solch' unschuldiges Vergnügen nicht verderben."

„Du betreibst dieses Vergnügen allerdings ganz unschuldig, ob aber auch die Laffen, die dich umflirten, möchte ich nicht so sicher behaupten."

„Albrecht, du gebrauchst Ausdrücke" — und nun folgte eine Scene, bei der der Professor wieder den Kürzeren zog. Er liebte den Frieden im eigenen Hause, er konnte sein Herzensweibchen nicht trotzen und schmollen sehen und er vertraute ihr ja auch vollkommen — kurzum das Ende war, Frau Mari durfte weiterflirten.

So setzte sie für sich auch den nachmittägigen Besuch von Cafés, natürlich in Damengesellschaft, wo sich aber auch Herren einfanden, durch, sie durfte sich von einem jüngeren Künstler malen lassen, in dessen Atelier sie nur in Begleitung einer Freundin ging, sie begab sich allein zum Schlittschuhlaufen, wenn ihr Mann keine freie Zeit hatte und strebte überhaupt dahin, möglichst oft ohne ihn auszugehen.

„Es ist ja gar nicht modern, wenn Ehegatten immer wie die Ketten aneinander hängen, wir machen uns ja nur lächerlich damit." In großartiger Haltung schritt sie im Zimmer auf und ab, während sie dies sagte.

„Da lassen wir uns am Ende auch noch scheiden, nur weil es vielleicht unmodern sein könnte, wenn Ehegatten den fünfjährigen Hochzeitstag miteinander feiern," warf er spöttisch hin.

„Lieber Himmel, Albrecht, meinst du, mich durch solche Redensarten wieder in die altväterische Kleinstädterin verwandeln zu können? Ich weiß recht gut, was ich thue, und wenn du nicht genug Einsicht hast, so laß es meine Sorge sein, uns die richtige Stellung vor der Welt zu geben."

Der Streit spitzte sich ziemlich heftig zu und Frau Mari schmückte sich schließlich doch wieder mit der Palme des Sieges.

Sie hatte zu Allem gelernt, einen prächtigen Trotzkopf aufzusetzen, und der Professor sah zu spät ein, daß er ihr zu lange den Willen gelassen, diesen Trotzkopf selbst großgezogen habe. Ihn zu brechen, war kaum noch möglich, höchstens durch die unerquicklichen, langdauernden Kämpfe. Und die haßte er. So entschloß er sich, sie einstweilen ruhig auf dem von ihr eingeschlagenen Wege weiterwandern zu lassen. Sie mußte endlich, und er hoffte, sehr bald, an Punkte kommen, wo sie durch eigene Vernunft zum ernstlichen Nachdenken und zur Umkehr veranlaßt werden würde. Und dann war seine Zeit da, sie sanft, ohne Streit, in die richtige Bahn zu lenken.

Er kannte Mari's Charakter zu gut, um nicht zu wissen, ihr Trotzkopf sei auch nur etwas Angelerntes, das aus ihrer im Grunde fügsamen und liebevollen Natur nicht seinen Ursprung genommen habe.

Eines Tages war es nun, gegen Ende Oktober, als Mari nach Tisch ihre moderne, sehr selbstbewußte Miene aufsetzte. Sie blies dazu den Dampf einer stark parfümirten Cigarette — selbstverständlich rauchte sie nach den Mahlzeiten immer eine Papyros — legere in die Luft, den Kopf kraftvoll hintenübergelegt, ein Bein kokett über's andere geschlagen.

„Lieber Albrecht," begann sie, den Ellbogen auf den Tisch stützend, „ich habe ein kleines Changement in unserer Wohnung vor."

„So. — Wieder etwas Modernes?"

„Mein Gott," sagte sie und schnickte leichthin mit der Zunge, „du willst mich reizen. Aber es wird dir nicht gelingen, mich aus meiner Ruhe zu bringen — „moderne" Ruhe willst du vielleicht auch sagen —"

„Ich denke gar nicht daran."

„Desto besser — aber ich nehme dir doch lieber gleich das Wort vorweg" — sie machte eine Pause.

„Ja, was willst du denn verändern? Du weißt, ich stimme dir gern zu, wenn es nur irgend möglich ist."

„Weißt du, Albrecht," fuhr sie nun ein wenig gedehnt und zögernd fort, während sie auf ihre Cigarette blickte, die sie, anscheinend sehr nonchalant, an der Aschenschale hin- und herbewegte, „es ist gar nicht mehr zeitgemäß," — sie wollte das ominöse Wort „modern" doch vermeiden — „daß wir gemeinsames Schlafzimmer haben — getrennte Schlafzimmer gehören sich — das ist modern —"

Da war das Wort doch wieder. Sie brach ab. Sie sah noch immer auf den Cigarettenrest in ihrer Hand, die sie jetzt ruhig hielt — eine leichte Röthe stieg über der zierlichen Halskrause auf.

„Wie?" sprach der Gatte, doch überrascht, „was soll denn das heißen?"

Einen Augenblick schwieg sie, dann sah sie auf. „Albrecht, weißt du — es ist nicht modern mehr," begann sie dann, etwas stotternd, doch bald ging es glatter, „daß man sich mit den Räumlichkeiten behilft, wie arme oder wenig bemittelte Leute. Wir haben doch Platz genug in unserer Wohnung und wir sind auch viel unabhängiger von einander, z. B. wenn du lange arbeitest, brauchst du dann nicht zu fürchten, daß du mich im Schlafe störst. Das mußt du doch verstehen—"

„Ja, ja, das verstehe ich," sprach der Professor, und nach einer Weile des Nachsinnens fügte er hinzu, „und ich bin ganz deiner Meinung. Mir ist es auch ganz recht. Ich hätte gerade jetzt bisweilen gern Abends sehr lange gearbeitet oder wäre Morgens früher aufgestanden — im Augenblicke häufen sich meine Arbeiten ganz besonders — aber ich habe mir aus Rücksicht für dich sehr oft Schranken auferlegt, um dich nicht zu stören. Also abgemacht, wir trennen die Schlafzimmer. Laß dir den Schreiner kommen, der kann die Möbel umsetzen."

Frau Mari sah den Gatten nun ihrerseits etwas überrascht an. So leicht hatte sie sich den Erfolg nicht gedacht und mit seiner ganz ungezwungenen Ruhe und Gelassenheit wußte sie vollends nichts anzufangen. Hoffte er vielleicht, sie würde dieser Aenderung bald überdrüssig werden?

Sie war mit diesem Gedanken auf einer ganz richtigen Fährte. Herr Albrecht dachte wirklich, daß die Ausführung dieser Ungeheuerlichkeit, wie er es im Stillen bei sich nannte, sie von selbst in nicht zu langer Zeit zur Umkehr bewegen würde. Und weil er dies dachte und erwartete, durfte er ihr auch nicht mit einem Worte widersprechen, mußte er ihr völlige Freiheit lassen, um ihr nicht den so leicht geweckten Trotz als stärkenden Bundesgenossen zuzugesellen.

Und er sah auch weiter in die Zukunft. Wenn seine Frau erst ein einziges Mal ganz aus sich selbst heraus von etwas „Modernem" umgekehrt sein würde, war der erste Schritt zur Besserung gethan, dem sicherlich bald andere nachfolgen würden. Dafür wollte er dann schon sorgen.

Und außerdem konnte er die ihm so gänzlich unbeschränkt gegebenen Abende wirklich zum fleißigsten Arbeiten benutzen und hatte nachher desto mehr Zeit für die herzige kleine Convertitin.

Und sie war wirklich so herzig und allerliebst gerade in ihren gewaltigen modernen Alluren, wenn sie auch für ihr eigentlich noch immer recht kindliches Wesen garnicht passen wollten.

Er erhob sich schnell. „Laß also alles besorgen, Maximiliane, wie es dir am geeignetsten scheint; ich werde jetzt mein Nachmittagsschläfchen halten."

Als er folgenden Tages im Dunkelwerden aus der Universität heimkehrte, sah er die Umwälzung vollzogen.

In der Villa in Schwabing, deren Parterre und ersten Stock sie bewohnten, war ihm das gemeinsame Schlafzimmer neben seinem Studirzimmer im ersten Stock geblieben, während sich Frau Mari fortan im ziemlich geräumigen Boudoir neben dem Speisesaal im Erdgeschoß am nächtlichen Schlummer erquicken wollte.

Sehr glücklich war gerade diese letztere Verfügung über die Räume, die auch gar nicht so überreich zur Verfügung standen, wie Mari gesagt hatte, eben nicht, aber was thut man schließlich nicht alles, um modern zu sein, der Menschen wegen.

Trotzdem der Professor sich vorgenommen hatte, den völlig Zufriedenen und Einverstandenen zu spielen, konnte er doch einen leichten Unmuth nicht verbergen, als seine Frau kurz nach sieben Uhr von einem Thee, den sie allein besucht hatte, heimkehrte. Ziemlich schweigsam wurde das Abendbrot verzehrt, nach dem sich der Professor bald in sein Studirzimmer verfügte. Anfänglich spürte er keine rechte Lust zum Arbeiten, aber er zwang sich, seine Gedanken zusammenzuhalten und sich in den Inhalt der alten schweinsledernen Folianten zu versenken, die in stattlicher Höhe auf seinem Schreibtisch thronten. Und als seine Frau ihm gegen 11 Uhr leise hereinschlüpfend mit einem flüchtigen Kusse gute Nacht wünschte, war er so in die alte Hansa vertieft, daß er nur gedankenlos erwiderte und ihm das Schließen der Thür und das leichte Knacken der Stufen, als Mari die Treppe hinunterstieg, gar nicht mehr zum klaren Bewußtsein kamen.

Die tiefe ihn dann umgebende Stille und das Gefühl, seiner Zeit sei heute keine Grenze gesteckt, förderten ihn in seiner Thätigkeit auf's beste.

Tik—tak ging die Wanduhr, tik tak — aber er hörte sie nicht und hatte auch auf den Lauf ihrer Zeiger keine Acht. —

Doch plötzlich fuhr er auf, stützte die Hand gegen die Lehne seines Armsessels und wandte den Kopf mit kurzem Ruck nach der Thür, die zum Wohnzimmer nebenan führte.

Deutlich hatte er ein Geräusch vernommen, wie wenn jemand gegen einen Stuhl stieße. Es war unverkennbar gewesen, undenkbar, daß er sich getäuscht habe. — —

Einbrecher — Diebe. —

Niemand hatte doch im Wohnzimmer noch etwas zu suchen, um zehn Uhr gingen die Mädchen zu Bett. Stunden mußten auch seit Mari's Gutenachtwunsch verstrichen sein — ja — gleich zwei Uhr — und jetzt war alles wieder todtenstill. Aber ihm ward es nun auch, als wenn er schon vorher ein paarmal Geräusch gehört habe, wie einen schleichenden Schritt, ein kurzes Knacken. Er hatte nicht weiter darauf geachtet, denn er war nicht furchtsam und die Arbeit hatte ihn sofort wieder völlig gefangen genommen.

Doch eben das Geräusch war zu deutlich gewesen, da mußte er nachsehen. Er erhob sich, zündete das Licht im Leuchter der Schreibtischgarnitur an und nahm zur Sicherheit ein altes Bootsmannsbeil von der Wand, das dort mit anderen mittelalterlichen Waffen zu einer Gruppe zusammengestellt war.

Er ging an die Thür zum Wohnzimmer und stieß sie auf.

„Ist jemand da?" — Kein Laut, tiefste Stille.

Er leuchtete hinein, aber nichts bemerkte er, soweit das gelblich flackernde Licht der Kerze drang.

Behutsam trat er ein und leuchtete spähend umher.

Und plötzlich stutzte er und er schrak zusammen, fester umspannte seine umspannte seine Faust den Griff des Beiles. In einem der großen Fauteuils lag etwas, das nicht dahin gehörte — weiß, zusammengedrückt — ein Mensch — aber wie — was —

Entschlossen ging er darauf zu — und „Mari" rief er mit einem Male im höchsten Erstaunen. Aber keine Antwort erfolgte, der Körper regte sich nicht. Und er konnte sich nicht täuschen, das war Mari in ihrem langen weißen Nachthemde, unter dem die nackten Füßchen hervorsahen. Ein weißes Chenilletuch hatte sie um die Schultern geschlagen, die aufgelösten Haare waren zum Theil daruntergerafft. Sie hatte das Gesicht in die Polsterlehne gedrückt.

Was sollte das? — Verschiedene Gedanken kreuzten blitzschnell sein Hirn.

„Mari," rief er noch einmal, weicher.

Aber keine Antwort erfolgte, der Kopf preßte sich nur fester in die Lehne ein.

Unbegreiflich.

Er stellte den Leuchter auf den Tisch und ließ das Beil auf den Teppich gleiten, während er zu ihr trat. Leicht berührte er ihre Schulter.

„Mari — was soll das, was willst du? — Mari, was hast du — du bist doch nicht krank? — du zitterst ja — hast du Fieber? — Aber es ist ja so kalt und so bist du heraufgekommen — in bloßen Füßen — sprich doch—"

Doch sie antwortete mit keinem Laute, sie entzog ihm sogar mit einem nachhaltigen, widerstrebenden Drängen die Schulter und versteckte das Gesicht, so tief sie nur konnte, in den Stuhl.

In ihm stieg der Aerger auf. — Was sollte die Komödie? Was steckte nun wieder dahinter?

Vor allen Dingen komm' mal in's warme Zimmer, Kind — hier mußt du dich ja auf den Tod erkälten." Er umfaßte sie sanft und richtete die sich nur noch leicht Sträubende auf. Tief hielt sie die Lider gesenkt, Thränenspuren waren auf ihren Wangen sichtbar, sie bebte vor Frost, und gebrochen, wie ein zum Schaffot geführter Delinquent folgte sie ihrem Manne, dessen Hand auf ihrer Schulter lag, in's Studirzimmer.

„Um Himmelswillen, Kind, diese Unvernunft! — Da leg dich gleich auf das Sopha, nimm die Decke über — oder nein, besser, du gehst gleich in mein Bett, damit du dich erst wieder gründlich durchwärmst — du schlägst ja nur so — oder soll ich dich in die Decke packen und wieder in dein Zimmer —"

„Nein, nein," stieß sie da heftig hervor, angstvoll — es waren die ersten Laute, die sie von sich gab. Und nun ließ sie sich willig in's Zimmer nebenan führen und rasch kroch sie in die wärmenden Kissen, sich sofort einhüllend, daß kaum noch das Nasenspitzchen sichtbar blieb.

Schnell ließ nun das Zittern nach und es dauerte auch nicht lange, da streckte sie die Hand unter der Decke heraus. „Du bist mir doch nicht böse, Albrecht?"

„Böse, Mari — nein — aber ich verstehe nicht — und solche Unvernunft — bei der Kälte —"

„Albrecht, ich" — sie unterbrach ihn — „ich bin ja geflohen aus meinem Bett in Todesangst, es raschelte und knackte überall, als ich das Licht ausgeblasen hatte, und ich hörte schleichende Schritte und ein Knicken am Thürgriff und plötzlich war mir's, als taste eine Hand über meine Bettdecke, und da schrie ich und sprang auf und rannte wie wahnsinnig hinaus, und als ich oben war vor dem Wohnzimmer, da erst ward mir die Brust wieder leicht, da hatte ich keine Angst mehr — ich wußte dich ja so nahe dabei, ich brauchte nur zu schreien, wenn ein Mörder kam, und du würdest da sein — und da" —

„Und wie lange bist du schon nebenan gewesen?" fragte der Professor, ein Lächeln unterdrückend.

„Ich war kaum eine halbe Stunde unten allein, Albrecht"—

„Also über zwei Stunden."

„Ja — ich hörte deine Uhr halb schlagen und dann zwölf und immer wieder."

„Das ist unverantwortlich geradezu — den Tod kannst du dir geholt haben in der Kälte — Mari, Mari, wie konntest du das nur thun! Du mußtest doch sofort zu mir kommen."

„Ich schämte mich so furchtbar, weil ich so bange gewesen war —"

„Und deshalb opferst du deine Gesundheit? — Und du hättest diesen Leichtsinn gewiß noch fortgesetzt, wenn ich nicht zufällig ein Geräusch gehört hätte."

„Ich wollte oben bleiben, bis es hell würde, und mich dann wieder hinunterschleichen. Ich sah durch den Spalt in der Thür, daß du noch Licht hattest. Wenn du zu Bett gegangen wärest, wäre ich in's Studirzimmer gekommen — da war es doch noch wärmer und auch die Reisedecke liegt ja immer da" —

„Mari, liebe Mari, siehst du nun, wohin es führt — doch nein, das ist ja jetzt Nebensache — wie fühlst du dich denn?"

„O ganz warm — nur die Füße sind noch kalt."

„Gieb sie her, ich will sie dir warm reiben, und dann koche ich dir geschwind noch einen Thee und dann kannst du — was hast du Mari, warum versteckst du den Kopf?"

„Ich kann nicht wieder hinunter, Abrecht — ich fürchte mich so allein."

„Ja so. Dann werde ich unten schlafen — aber ein, das wäre ja dasselbe, nur umgekehrt. Also dann bleibst du in meinem Bett und ich mache es mir auf dem Sopha bequem, und morgen" —

„Ja, Abrecht, morgen räume ich wieder um, mag es auch ganz altväterisch sein."

„Das meinte ich eben nicht, sondern, daß du morgen, so Gott will, ganz gesund bist, meine Mari" — er rieb noch immer ihre weißen Füßchen.

Als die kleine Frau dann ihren Thee getrunken und der Professor sich auf dem Sopha im Studirzimmer gebettet hatte, nahm ein sanfter Schlummer beide bald in seine Arme.

Es war schon hell, als Frau Mari, die mannigfache Gedanken bereits im ersten Dämmern geweckt hatten, ihren Gatten sich im Nebenzimmer regen hörte. „Guten Morgen," rief sie hinüber und dann: „Albrecht, komm' geschwind einmal her." Und als er an ihrem Bette stand, nahm sie mit beiden Armen seinen Kopf herunter, küßte ihn auf den Mund und flüsterte ihm in's Ohr: „Das garstige Wort, „modern", mag ich gar nicht mehr leiden — du hast es eben von mir zum letzten Mal gehört."

Schönheitspflästerchen.

Unlängst berichtete ein viel gelesenes englisches Modejournal, englische und amerikanische Damen wollten ernsthaft den Versuch machen, die Schönheitspflästerchen wieder in Aufnahme zu bringen. Die Idee erscheint uns gewiß überraschend, erinnert uns doch dieses Requisit der Schönheit an eine uns so fremd gewordene Welt. Woher mag den Frauen die Idee gekommen sein, ihr Gesicht mit Fleckchen von schwarzem Taft zu verzieren? Es ist wohl der Geist dieser in's Unregelmäßige und Krause verliebten Zeit, dem die regelmäßige Ruhe eines schönen Teint nicht gefiel und der durch bizarre Tupfen und Unterbrechungen einen erhöhten Reiz des Contrastes schaffen wollte. Doch mag immerhin die Verordnung eines Arztes der zufällige Anlaß gewesen sein; die Wirkung eines Pflästerchens, das zur Linderung des Kopfschmerzes auf eine blasse Wange gelegt ward, veranlaßte vielleicht die Modedamen, das Gleiche zu versuchen. Bisweilen wird auch die Herzogin von Newcastle als Erfinderin genannt. Sie versuchte ein paar Blätterchen, die ihren schönen Mund entstellten, durch kleine Stückchen schwarzen Stoffes zu verbergen. Eine ihrer Rivalinnen, der die dadurch erhöhte Bläffe des Teints auffiel, kam auf den Gedanken, es ebenso zu machen, und damit wurde diese Mode, die während mehr als eines Jahrhunderts herrschte, eingeführt.

Natürlich haben auch hier die Gelehrten die Vergangenheit durchstöbert, und es gelang ihnen, die Herrschaft dieses Schönheitsmittels schon bei den alten Römern nachzuweisen. Die Koketten der „ewigen Stadt" sollten schon auf ihrem Toilettentisch kleine runde schwarze Pflästerchen, „Splenia" genannt, gehabt haben, die sie wie Samen über ihre Haut verstreuten. Der französische Kulturhistoriker Cabanès führt in einem Aufsatz im „Magasin Pittoresque" einen Vers von Martial an, in dem sie augenscheinlich gemeint sind: „Et numerosa linunt stellantem splenia frontem" — „zahlreich kleben Pflästerchen auf den strahlenden Stirnen." Der Hauptzweck dieser Pflästerchen war damals sowohl wie in späterer Zeit jedenfalls der, häßliche Stellen zu verbergen. Darum sagte Ovid: „Nur wenige Gesichter sind ganz ohne Male und Flecken, und diese Flecken eben gilt es zu verbergen." Da aber weder Martial noch Ovid in den Boudoirs gelesen wurden, — denn unsere Modedamen haben andere Dinge zu thun, — so muß man den Schönen und den großen Herren der Zeit Ludwigs XIII. die Ehre der nochmaligen Erfindung lassen. Denn nicht nur Damen schmückten sich damit, sondern auch die Stutzer ließen sich diese neue Mode nicht entgehen. Zunächst mußte man, so diktirten die „Gesetze der französischen Galanterie (1644), runde lange Pflästerchen oder noch besser ein ganz großes schwarzes Pflaster an der Schläfe tragen. Da man aber befürchtete, daß sie hier vom Haar verdeckt werden könnten, brachte man sie dann über dem Backenknochen an. Fünf Jahre später sah man sogar „Abbés" in feiner Frisur und gepuderter Perücke, das Gesicht mit Schönheitspflästerchen bedeckt, in galanter Kleidung alle Tage bei dem koketten Treiben der Promenaden in den Tuillerien einherspazieren. Die Pflaster bekamen mit der Zeit die unglaublichsten Formen: da gab es Halbmonde, Sterne, Blumen, ja selbst Thierbilder und allerlei Menschenwesen, so daß ein Gesicht manchmal aussah wie ein richtiges chinesisches Schattenspiel. Selbst die Plätze für die einzelnen Pflästerchen waren genau bestimmt, und sieben wichtige Regeln für die Auswahl und Anordnung waren festgestellt. Im Winkel des Auges legte man ein Fleckchen auf, das Leidenschaft ankündigte und „die feurige Geliebte" hieß; mitten auf der Wange befand sich „die galante Freundin"; am Mundwinkel versteckt war die „lieblich Küssende"; über eine kleine Blatter breitete sich die „freundlich Verbergende"; auf der Nase saß die „Kecke"; auf den Lippen aber lockte die „Kokette". Ein rundes Stückchen Stoff ward gar die „Mörderin" genannt. Der Luxus ging so weit, daß eine Dame mit einem von Diamanten eingefaßten Sammet-Pflästerchen erschien!

Wie die berühmten „Schönheitspflästerchen à la Massillon" entstanden und diese koketten kleinen Dinger mit dem ernsten, würdigen Kanzelredner zusammenkamen, darüber gibt es ein eigenes Geschichtchen: Massillon predigte einst vor einem eleganten Publikum gegen die neue Mode und rief dabei ironisch aus: „Warum klebt Ihr denn diese Pflaster nicht überall hin?" Anstatt sich abschrecken zu lassen, befolgte man seinen Rath so wörtlich, daß nunmehr an den unmöglichsten Stellen Pflästerchen erschienen, die man „Mouches à la Massillon" nannte. Es war keine Kleinigkeit, die Pflästerchen geschickt zu vertheilen. Bald galt es durchaus eine Pustel oder Blatter zu verheimlichen, dann wieder wollte man durch sie die Grübchen hervorheben, wegen deren besonders Mme. de Pompadour berühmt war. Außer zur Hervorhebung ihrer Grübchen hat Mme. de Pompadour die Schönheitspflästerchen allerdings auch auf dem ernsten Gebiete der hohen Politik verwendet. So schrieb sie einmal dem Marschall d'Estrées einen Feldzugsplan, in dem die Orte mit solchen Pflästerchen bezeichnet waren. Dieser führte nun zwar den Plan nicht aus, lachte aber über den Einfall der Pompadour und mokirte sich weidlich darüber. Diesen Hohn über eine so wichtige Sache hat die Geliebte des Königs dem tapferen Krieger nicht vergessen. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die Mode der Schönheitspflästerchen allgemein. Jede Dame besaß ein mehr oder weniger reich ausgestattetes „Pflaster-Kästchen". Diese Behälter waren flache, meist rechtwinklige oder ovale Dosen aus Silber, ziselirtem Schildpatt oder geschnitztem Elfenbein. Zur Zeit Ludwigs XIV. waren diese Dosen noch mit würdigen Scenen aus der Mythologie verziert, bald aber drang das leichte Volk der Amoretten und Grazien ein und ließ sich auf diesen zierlichen Gebilden nieder, die nun durch ihren Schmuck und ihren Zweck die feinsten Stücke der spielenden, tändelnden Rokokokunst wurden. Zur Ausstattung einer jungen Frau gehörte eine solche Dose. Bei der Beschreibung der Toiletten-Garnitur, die Ludwig XIV. im Jahre 1680 der Kronprinzessin überreichte, werden drei Schönheitspflaster-Kassetten aus vergoldetem Silber erwähnt. Dem „Mercure galant" zufolge zeichneten Berain und Marot verschiedene Entwürfe für derartige Dosen, die, auf's Feinste inkrustirt und mit kupfergetriebenen Bildwerken verziert, heute das Entzücken der Sammler bilden. Bei der Hochzeit des Dauphins, dem Sohne Ludwigs XV. (1745), fand die Tochter Philipps V. in ihrem Korbe eine Dose aus Lack im Werthe von 340 Livres und eine niedere aus blauen Steinen zusammengesetzte im Werthe von 600 Livres.

Die Schönheitspflästerchen sind mit all' der lustigen Schönheit des „Ancien régime" in der Revolution zu Grabe getragen worden; so fremd ist uns im Grunde die ganze Mode, die extravagante Schöne heute wiederbeleben wollen, geworden, daß wir verächtlich von Barbarei reden, wenn eine derartige Sitte von den Frauen aus Tunis berichtet wird.

Das gezähmte Parterre.

In den belgischen Theatern ging es früher viel lauter her als in der Neuzeit. Gefürchtet war in dieser Hinsicht besonders das Parterre, aber auch es wurde schließlich gezähmt, und zwar, wie die „Etoile Belge" schreibt, dadurch, daß man ihm Sitzplätze gab. Im Jahre 1830 besaß das Parterre des Brüsseler Parktheaters noch keine solchen, und es liegt in der Natur der Sache, daß Zuschauer, die sich einen ganzen Abend auf den Beinen halten müssen, nervöser und geräuschvoller sind als ein sitzendes Publikum. Das Parterre ließ es denn auch an Kundgebungen nicht fehlen. Drehte ein Zuschauer auf den Fauteuils ihm den Rücken und ließ sich bedeckt, so rief es: „Hut ab, Front zum Parterre!" Andererseits klatschte es lebhaften Beifall, wenn eine junge Schönheit in einer Loge erschien, und eine derartige Ehrung wurde von der Gefeierten regelmäßig mit Befriedigung aufgenommen. Die Künstler sahen das Parterre je nachdem gern oder mit Schrecken, denn so begeistert seine Huldigungen waren, so schrill waren seine Pfiffe. Um dieselbe Zeit machten die Theaterbesucher nur ausnahmsweise besondere Toilette, so daß es im Zuschauerraum höchst trübe aussah. De Haeren erzählt in seinen 1884 erschienenen Erinnerungen aus dem alten Brüssel, in seiner Jugend seien im Parterre des königlichen Theaters nicht selten während der Zwischenpausen gemeinsame Abendmahlzeiten gehalten worden, zu welchem Zwecke die Hausfrau einen Korb mit Lebensmitteln mitgebracht und dann belegte Butterbrote, Apfelsinen und Bier an ihre Familie vertheilt habe. Nach derselben Quelle ertönte eines Abends während der Aufführung einer neuen Oper plötzlich ein starker Knall, dem ein Schrei und Weinen folgten. Ein Krug Bier, den eine im Parterre stehende ehrsame Bürgersfrau unter ihren Röcken verborgen hielt, war gesprungen und hatte seine Trägerin derart entsetzt und durchnäßt, daß sie einer Ohnmacht nahe war, während die sie umringenden Kinder laut jammerten.

Vor Tag.

Von Karl Werkmeister.

Wenn der Mond aus bleicher Dämm'rung blickt,
Silbern über Nacht und Morgen schwimmt,
Und dein Herz, so wunderbar erquickt,
Jede Offenbarung in sich nimmt —

Wenn vom Düster nun die Welt sich löst,
Fühlst du, wie es lichter wird dem Blinden —
Und Natur, sie hat dein Herz erlöst:
Nur in ihr wirst du den Frieden finden.

— Ueberflüssig. „Haben Sie schon 'mal eine Reise um die Welt gemacht?" — „Wozu denn, man kommt ja schließlich doch wieder an der alten Stelle an."

— Nach der Taufe. Matrose (zum andern): „Du, das Schiff schwankt aber bedenklich hin und her." — „Kein Wunder, es ist ja eben auch mit Sekt getauft worden."

Deutsche Speisekarten.

In einer deutschländischen Fachzeitschrift lesen wir: Schlimmer als sonst irgendwo macht sich das Fremdwort-Unwesen auf dem Gebiete der Küchensprache breit. Es ist ein wunderliches Gemisch von Deutsch, meist falschem Französisch nebst einigen englischen, italienischen und anderen Brocken, das man da schauen kann. Die sogen. Menüs, wofür wir die treffenden Bezeichnungen Tafelkarte, Speisenfolge u. a. aber meist nicht benützen, werden in vielen Häusern sogar noch ganz französisch abgefaßt, trotz des rühmlichen Beispiels, das der kaiserliche Hof schon seit 1888 durch Einführung deutscher Wörter in seinem Haushalt gibt. Der Einwurf der Gegner, es sei unmöglich, die fremden Ausdrücke zu übersetzen, ist hinfällig. Das erste Verdeutschungsbuch des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins „Deutsche Speisekarte" von Hermann Dunger, bietet eine Liste guter deutscher Bezeichnungen für sämmtliche Fremdausdrücke der Küchensprache und daneben eine reichhaltige Sammlung von deutschen Speisefolgen, die bei festlichen Gelegenheiten an Fürstenhöfen sonst verwendet worden sind. Daneben finden sich auch Speisekarten aus älterer Zeit, die beweisen, daß unsern Vorfahren deutsche Benennungen für ihre Gerichte ausreichend zur Verfügung standen.

Daß die französische Sprache lange Zeit hindurch für die Küche der ganzen Welt maßgebend war, ist einzuräumen; daß sie es bleiben muß, aber nicht. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß die Rücksicht auf zahlreiche Ausländer viele Gasthofbesitzer nöthigt, französische Speisezettel zu führen. Nur kann man verlangen, daß daneben deutsche Bezeichnungen gebraucht werden, kurz daß die Karten zweisprachig sind; denn die Mehrzahl der Reisenden in deutschen Gasthöfen besteht doch aus Deutschen, und diese können wohl die gleiche Rücksichtnahme beanspruchen wie die Ausländer. Thatsächlich ist aber die französische Speisekarte den meisten Deutschen unverständlich. Dazu kommt, daß die Bevorzugung des Küchenkauderwelsches in Deutschland ein Kennzeichen der uns noch immer anhaftenden, aber gar nicht entschieden genug zu bekämpfenden Ausländerei ist. In drolliger und dabei wirkungsvoller Weise verspottete einst ein Freund des Sprachvereins diesen Unfug, indem er bei einem Mittagsmahl, zu dem nur Deutsche geladen waren, an den Schluß seiner „Speisefolge" die Bemerkung setzte: „Für diejenigen meiner lieben Gäste, die der deutschen Sprache nicht recht kundig sind, befindet sich ein französisches Menu auf der Rückseite."

Die Karte einer kaiserlichen Hoftafel mag zeigen, wie gut sich auch feinere Speisen deutsch benennen lassen. Sie lautete: „Windsor-Suppe. Zander in Rheinwein gedämpft. Burgunder Schinken mit Gemüsen. Pasteten von Rebhühnern mit Trüffeln. Hummer nach Ostender Art. Masthühner. Salat. Mehlspeise von Aepfeln. Butter und Käse. Gefrorenes. Nachtisch." Französisch hätte sie gelautet: „Potage a la Windsor. Sandart (oder Sandre) au vin du Rhin. Jambon de Bourgogne garni de legumes (oder a la jardiniere). Pate (oder Timbale) de perdreau aux truffes. Homard a la Ostende au naturel. Poulardes roties. Salade. Mets de pommes. Beurre et fromage. Glaces. Dessert." Was ist nun verständlicher?

Ein Stellvertreter.

Eines Tages besuchte eine Schulinspektorin eine Schule, als dort gerade ein kleiner Unverbesserlicher wegen einer Reihe von Vergehen bestraft wurde.

Die Lehrerin nannte ihn „den schlimmsten Jungen in der Schule, — einen, mit dem ich nichts aufstellen kann. Ich habe schon alle Strafarten an ihm versucht."

„Haben Sie es schon mit Güte probirt?" lautete die freundliche Frage der Schulinspektorin.

„Das that ich zuerst, aber ich bin jetzt darüber hinaus." —

Nach Schluß des Unterrichtes ersuchte die Dame den Knaben, sie am folgenden Samstag zu besuchen. Ein Junge kam pünktlich zur festgesetzten Stunde. Die Dame zeigte ihm ihre besten Bilder, spielte ihre munterste Musik und setzte ihm auf ihrem feinsten Service Luncheon vor, bis sie schließlich die Zeit für gekommen erachtete, ihre kleine Predigt zu beginnen.

„Mein Lieber," fing sie an, „warst Du nicht sehr unglücklich, zur Strafe vor der ganzen Klasse in der Ecke stehen zu müssen?" —

„Bitte Madame," unterbrach sie der Junge, dessen Mund mit Kuchen gefüllt war, „das war nicht ich, den Sie gesehen haben. Es war Pete, und er hat mir 10 Cents gegeben, um hierherzugehen und Ihr Geschimpfe anzuhören."

— Reflexion. Aeltliche Jungfrau: „Sonst habe ich immer eine glückliche Hand — das muß ich sagen — wie wunderbar mir zum Beispiel wieder dieser Napfkuchen gerathen ist ... bloß ich selber bleib' sitzen!"

— Beim Examen. Sie sehen, daß das rechte Bein des Patienten bedeutend länger ist, als das linke. Die Folge davon ist, daß der Mann hinkt. Was würden Sie in so einem Fall thun? — Auch hinken, Herr Professor.

— Ein Musikenthusiast. Ich sag' Ihnen, mein Lieber, es geht nichts über Musik. Seit meine Tochter spielt und meine Frau singt, krieg' ich die Nachbargrundstücke um's halbe Geld.